



ERNST CASSIRER

TONI CASSIRER

Mein Leben mit
Ernst Cassirer

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

www.meiner.de

© Felix Meiner Verlag, Hamburg 2003. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Film, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Satz: *workat:book* / Martin Eberhardt, Berlin. Druck: Strauss, Mörlenbach. Bindung: Lüderitz & Bauer, Berlin. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

INHALT

Vorbemerkung von <i>Peter Cassirer</i>	VII
Zu dieser Ausgabe	VIII

TONI CASSIRER Mein Leben mit Ernst Cassirer

Vorwort	3
ERSTER TEIL	7
ZWEITER TEIL	63
München	67
Berlin – Oktober 1903 bis Oktober 1919	79
Weimar 1906	84
Hermann Cohen	90
Paris	107
Ernst Hoffmann	112
Der Erste Weltkrieg	114
Gawronsky	121
Hamburg	122
Bibliothek Warburg	125
Albert Einstein	135
Erste Reise nach London	162
Irene	185
1933	194
Wien 1933	209
England – September 1933	210
Oxford – September 1933 bis Juni 1934	211
Schweden 1934	226
Uppsala 1934	230
Albert Schweitzer	239
Göteborg – September 1935 bis Mai 1941	249

Glasgow 1936	253
Reise nach Amerika – 20. Mai bis 4. Juni 1941	281
Amerika – 4. Juni 1941 bis 13. April 1945	291
Yale University – September 1941 bis Juli 1944	303
New York – Juli 1944 bis April 1945	327
Nachwort	341
Schriften von Ernst Cassirer	345
Personen- und Sachregister.....	353

VORBEMERKUNG

Meine Großmutter Toni Cassirer wollte nicht, daß ihre Erinnerungen an das Leben mit meinem Großvater, die sie 1948 als Typoskript unter Familienmitgliedern und Freunden verbreitet hatte, in Deutschland veröffentlicht werden; zu groß waren ihr Schmerz und ihre Verbitterung darüber, was in den Nazijahren geschehen war. Daß ihre Tochter Anne und ich 1981 dennoch unsere Zustimmung zu einer deutschen Ausgabe gaben, beruht auf folgender Begebenheit: Eine ehemalige Studienkollegin, die in Bonn lebte, fragte mich, ob es irgendwelche Dokumente über Ernst Cassirers Emigration gäbe. Es würde in gewissen philosophischen Kreisen behauptet, daß der Anlaß für die Auswanderung Cassirers nicht die nationalsozialistische Gesetzgebung gewesen sei.

Tatsache ist jedoch, daß er mit einem Brief der Hamburger Universitätsverwaltung vom 28. Juli 1933 aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums in den Ruhestand versetzt wurde.

Ausschlaggebend für die Entscheidung, das Buch doch zu veröffentlichen, war für meine Tante und mich, daß es über die politischen Geschehnisse vor und nach der nationalsozialistischen Machtübernahme sehr präzise Auskünfte gibt, und genau dies war auch die Absicht meiner Großmutter. In ihrem Vorwort heißt es: »Ernst selbst hat niemals ein autobiographisches Wort geschrieben, und er hat auch gar nicht autobiographisch gedacht. Sein Interesse galt der Sache – nicht der eigenen Person, die sie zu vertreten hatte. So bleibt der Weg offen zu Behauptungen, Deutungen und Mißverständnissen.«

Seit der Erstausgabe dieser Aufzeichnungen, die 1981 unter dem Titel *Mein Leben mit Ernst Cassirer* erschienen, ist das Interesse an Ernst Cassirer und an seinem Werk weiter gestiegen und das Bedürfnis nach einer neuen Auflage des Buches entstanden. Ich bin überzeugt davon, daß meine Großmutter heute dieser Neuauflage mit derselben Freude entgegengesehen hätte, wie meine Cousine Irene Sychrava und ich es tun.

Göteborg, im Winter 2002

Peter Cassirer

ZU DIESER AUSGABE

Diese Ausgabe gibt die Fassung des 1948 fertiggestellten Typoskriptes ungekürzt wieder und enthält somit auch solche Passagen, die 1981 noch gesperrt waren. Bis 2020 gesperrt sind die hier abgedruckten Briefe Ernst Cassirers, so daß eine Überprüfung am Original nicht möglich war. Sie werden – wie der gesamte Text – in Orthographie und Interpunktion nach Duden, 20. Auflage, modernisiert wiedergegeben. Beigegeben ist eine Übersicht über sämtliche Schriften Ernst Cassirers sowie ein neues Sach- und Personenregister.

Der Verlag

VORWORT

Kurz nach Ernstens Tod versuchten Freunde, mich davon zu überzeugen, daß es wichtig wäre, meine Erinnerungen an ihn niederzuschreiben. Ich lehnte diesen Gedanken unbedingt ab, weil ich das Gefühl hatte, daß er aus einem Hilfebedürfnis für mich entstanden war. Man glaubte, daß die Beschäftigung mit der Vergangenheit mir die Gegenwart erleichtern und mir Ruhe und Festigkeit geben könnte, der neuen Lebenslage Herr zu werden.

Hilfsmittel zu meinem eigenen Schutze aber habe ich niemals weniger erstrebt als gerade damals. Ich brauchte Kraft, das Geschehene zu verstehen und zu ertragen – nicht aber Erleichterung oder Ablenkung.

Heute weiß ich, daß der Prozeß des Verstehens die mögliche Grenze erreicht hat, und ich weiß auch, daß ich die wenige Kraft, die mir geblieben ist, dazu benützen werde, Ernstens Bild für spätere Zeiten zu bewahren. In welcher Form ich – die philosophisch ganz Unzulängliche – dies erreichen kann, bleibt problematisch.

Vor einigen Jahren, als wir noch in Schweden lebten, wurde ein Band »Ernst Cassirer« in der Serie »Living Philosophers« (herausgegeben von Professor P. Schilpp, Northwestern University) geplant. Für diesen Band hatte Ernst es übernommen, seine wissenschaftliche Selbstbiographie zu schreiben. Der Ausbruch des Krieges hat das Erscheinen des Buches sehr verzögert, und es lag nicht einmal die kleinste autobiographische Notiz vor, als Ernst am 13. April 1945 plötzlich starb.

Nun hieß es, jemanden zu finden, dem man diese schwierige Aufgabe anvertrauen konnte. Als unser Sohn Heinrich die Anfrage, ob er seines Vaters Biographie für diesen Zweck schreiben könnte und wollte, verneinte, dachte ich sogleich daran, Dimitry Gawronsky darum zu bitten. Er ist der gründlichste Kenner von Ernstens wissenschaftlicher Leistung und ein naher Freund durch lange, lange Jahre. Er willigte sofort aufs freudigste ein, und seine Arbeit wird besser für ihn sprechen als alles, was ich über sie sagen könnte. An dieser Stelle möchte ich nur aussprechen, wie unendlich dankbar ich dem Zufall bin, der Gawronsky in diesem Augenblick gerade nach New York verschlagen hatte, wohin ja

weder er noch wir gehörten. Anders wäre die Biographie wohl niemals zustande gekommen – ganz gewiß nicht in so knapper Form, was viel zu ihrer Lebendigkeit und Unmittelbarkeit beigetragen hat.

Der Band der »Living Philosophers« war als eine wissenschaftliche Biographie vorgesehen. Ernst lediglich als Wissenschaftler zu schildern, wenn man ihn über vierzig Jahre persönlich gekannt hat, war nicht möglich. So hat Gawronsky seine persönlichen Erinnerungen an ihn aufs glücklichste mit der wissenschaftlichen Darstellung des philosophischen Werkes verbunden, und ich war so erfüllt von dem Resultat dieser Arbeit, daß ich eine erweiterte Biographie nicht für notwendig hielt. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus konnte die Biographie auf dem schmalen Raum, der ihr zur Verfügung stand, wohl kaum übertroffen werden. Ebensowenig konnte ein Fernstehender das persönliche Bild wesentlich erweitern.

Allmählich aber überzeugte ich mich davon, daß es doch wohl notwendig wäre, mehr von der Persönlichkeit Ernsts aufzubewahren, als es Gawronsky möglich gewesen ist. Schon wenige Monate nach Ernsts Tod – als die ersten Stimmen aus dem Ausland und vor allem aus Deutschland zu mir drangen – merkte ich, daß diese Äußerungen durchaus subjektiven Charakter trugen. Ernst selbst hat niemals ein autobiographisches Wort geschrieben, und er hat auch gar nicht autobiographisch gedacht. Sein Interesse galt der Sache – nicht der eigenen Person, die sie zu vertreten hatte. So bleibt der Weg offen zu Behauptungen, Deutungen und Mißverständnissen. Wissenschaftlich muß sein Werk es übernehmen, Klarheit zu schaffen; aber nur mir selbst, das fühlte ich wohl, könnte es gelingen, ein Bild des Menschen Ernst Cassirer zu zeichnen. In philosophischer und wissenschaftlicher Beziehung ist mein Urteil belanglos. Ob Ernst denjenigen Rang in der Geschichte der Philosophie einnehmen wird, den seine Anhänger, Schüler und Freunde prophezeien, wage ich nicht zu entscheiden. Der Mensch Ernst Cassirer aber war in seiner Vielseitigkeit und Weite, in seiner Tiefe und Geschlossenheit ein einmaliges Ganzes, an dessen ewigem Wert mir kein Zweifel kommt. Der einzige Zweifel, der sich mir aufdrängt, ist der, ob meine Fähigkeiten ausreichen werden, um dieses Einmalige im Bilde festzuhalten. Wenn ich einen Blick auf die Darstellung künstlerischer und phi-

losophischer Persönlichkeiten werfe, deren es so viele in Ernstens Werk gibt, möchte ich daran zweifeln. Und ich möchte die Worte Hugo von Hofmannsthal's ausrufen, mit denen er die Berliner Trauerfeier für den Schauspieler Josef Kainz einleitete: »Oh hätte ich Deine Stimme – um Dich zu klagen.«

Aber indem ich dies niederschreibe, kommt mir eine andere Erinnerung in den Sinn, aus Ernstens allerletzten Tagen. Und wie immer, wenn ich an ihn denke, erhellt sich mein bedrücktes Gemüt, und ich lasse die Erinnerung auf mich wirken.

Es war nach einer der häufigen ganz harmlosen Kontroversen zwischen uns (deren Anlaß ich vergessen habe), als er mich mit seinem schelmischen Lächeln – angeblich ganz erschreckt – ansah und sagte: »Wenn du nach meinem Tode nur niemals auf den Gedanken verfallen würdest, etwas über mich zu schreiben; das würde das scheußlichste Zeug der Welt werden, denn du findest ja alles falsch, was ich mache.« Dann lachten wir beide.

Das war die erste und einzige Äußerung, die bewies, daß er wohl daran gedacht haben mochte, daß ich einmal über ihn schreiben könnte. Ich horchte erstaunt auf, vermied es aber, auf das Gesagte einzugehen. Nichts lag mir ferner als die Vorstellung, daß ich Ernstens Biographie schreiben könnte. Aber das hatte auch er nicht gemeint.

Vor vielen Jahren habe ich einmal in einer autobiographischen Niederschrift, die einem ganz bestimmten Zweck diene, sein Bild entworfen. Er liebte diese knappe Skizze sehr, und an sie mochte er damals gedacht haben.

Zwei Jahre nach seinem Tode holte ich sie hervor. Sie war 17 Jahre zuvor geschrieben worden und war mir weitgehend entfallen. Beim Wiederlesen wurde mir klar, daß ich sie nicht umgehen konnte, wenn ich nun beginnen sollte, meine Erinnerungen an Ernst niederzuschreiben. Der Hauptgrund ist der, daß er selbst diese kleine Schrift kannte und anerkannte und zufrieden war mit der Darstellung seiner Person in ihr und die Details geprüft hatte. Dann aber gewann ich beim Lesen die Überzeugung, und ich wurde darin von meinem Freund, dem Schriftsteller Hans Siemsen, bestärkt, daß ich keine Biographie von Ernst schreiben konnte, sondern daß ich nur in einer Darstellung meines Lebens mit ihm seine Persönlichkeit sichtbar machen konnte. So entschloß ich mich, den Anfang der ursprünglichen Skizze gekürzt,

aber wörtlich zu übernehmen und die anderen Teile nur zu streifen. Die detaillierte Schilderung meines Elternhauses und meiner frühen Jugend erscheint mir für den Zweck, den ich jetzt verfolge, freilich zu breit geraten. Da wir derselben Familie angehören, ist dieser Fehler vielleicht verzeihlich. Andererseits habe ich Ernstens Jugend und die Zeit, ehe wir uns trafen, nicht ausführlich behandelt. Ich wollte es vermeiden, über Dinge zu sprechen, die ich nicht aus eigener Erfahrung kannte.

Die autobiographische Form dieser Aufzeichnungen ist nur ein Hilfsmittel. Nicht *mein* Leben soll geschildert werden, sondern Ernstens Persönlichkeit, wie ich sie erlebt und gesehen habe.

Unsere Kinder, Geschwister und nahe Freunde sollen nur so weit erwähnt werden, wie es zur Verdeutlichung von Ernstens Charakter und seiner Handlungsweise notwendig erscheint. Ich glaube damit auch im Sinne meiner Kinder zu handeln. Das Material, das ich zu bearbeiten habe, ist so umfangreich, daß ich mich zu beschränken haben werde, wenn ich nicht Gefahr laufen will, ins Uferlose zu geraten. Ich hoffe, daß es mir gelingen wird, Wichtiges von Unwichtigem zu trennen.

New York, März 1948

ERSTER TEIL

Ich bin im Jahre 1883 in Wien geboren. Die Zeit, die ich mir zu schildern vorgenommen habe, liegt also an ihren entferntesten Punkten kaum sechzig Jahre zurück. Wie schnell läuft die Weltgeschichte! Die Umgebung, in der ich aufgewachsen bin, ist unserer heutigen Jugend schon fast unbekannt. Das Charakteristische dieser Zeit waren ihre politische und materielle Ruhe und Sicherheit, die die Möglichkeit schufen, Kinder so unbekümmert und behütet aufwachsen zu lassen, wie ich aufgewachsen bin. Ich meine damit nicht etwa eine bewußte Fernhaltung der Jugend von den Geschehnissen der Umwelt oder eine absichtliche Verweichlichung. Es passierte in meiner Jugend einfach viel weniger außerhalb des natürlichen Ablaufs als in den späteren Jahren.

Das einzige politische Ereignis, an das ich mich genau erinnere, ist der Dreyfus-Prozeß. Obwohl ich von den tückischen Verwicklungen des Prozesses und der Aufrollung des ganzen internationalen Spitzelsystems eigentlich nichts verstand, hat sich mir dieser Prozeß unauslöschlich eingeprägt, weil ich beim Anhören der Gespräche Erwachsener mehrmals auf zwei Argumente stieß, die mir völlig unerklärlich schienen. Ich hörte, daß es menschlich verständlich wäre, daß Dreyfus verurteilt werden konnte, obwohl seine Unschuld eigentlich für jeden Eingeweihten absolut erwiesen war, weil er »unsympathisch« und »unbeliebt« war. Ich erinnere mich an eine Nacht, in der ich mich in die Lage eines Richters zu versetzen suchte, der ein solches Urteil gefällt hatte. Die Nacht ging vorbei, ohne daß es mir gelungen war, das Problem zu lösen, weil ich bei der Transfiguration in die Seele des Richters von vornherein strauchelte. Ich konnte mich nicht in einen Richter verwandeln, der einen Unschuldigen schuldig sehen konnte.

Das zweite Argument, das sich mir eingeprägt hat, war noch bedrückender, weil es viel komplizierter zu widerlegen war. Ich hörte einen Freund meines Vaters sagen, daß es besser gewesen wäre, Dreyfus, obwohl man von seiner Unschuld überzeugt war, preiszugeben, um die Ehre der französischen Armee und letzten

Endes auch des deutschen Systems zu retten. Das war für mich eine ganz neue Art zu denken, und die Frage, ob man das Recht habe, einen x-beliebigen, vielleicht ganz wertlosen Menschen einer möglicherweise höheren Sache zu opfern, hat mir arg zugesetzt. Ich habe sie aber doch eindeutig entschieden und habe dieser Entscheidung heute nichts hinzuzufügen. Kein Mensch hat das Recht, einen anderen zu opfern. Das Recht des Opfers steht dem Menschen nur dann zu, wenn es sich um ihn selbst handelt. Später habe ich auch über das Problem des Opfers im allgemeinen viel nachgedacht und habe gefunden, daß es einer Schlange gleicht, die sich in den Schwanz beißt. Denn indem der Mensch sich zu opfern vermag, beweist er, daß die Opferfähigkeit seiner Natur entspricht und daß er im Augenblick des Opfers diese Natur erfüllt und damit den allgemeinen Begriff des Opfers aufhebt. Ich will damit nicht sagen, daß ich die opferfähigen Menschen deshalb geringer schätze – aber ich glaube, daß diese Sorte Menschen es schon von Natur aus so gut hat, daß wir sie nicht noch nebenbei zu bewundern brauchen.

Meine Eltern waren die unterschiedlichsten Naturen, die man sich vorstellen kann. Im wichtigsten Punkt aber, auf dem Niveau ihrer Menschlichkeit, waren sie völlig gleich. Deshalb war es auch möglich, daß ihre divergierendsten Eigenschaften und Temperamentsäußerungen sich so glücklich ineinander fügten, daß ihre Ehe die vollkommenste Vereinigung zweier Menschen war. Wenn ich an meine Jugend denke, so versuche ich zu rekonstruieren, wann ich eigentlich entdeckt habe, daß es ein Eheproblem gibt. Es ist sicher spät gewesen. Streit und Tränen hat es freilich öfters gegeben, aber wie dieser Streit endete und wie diese Tränen getrocknet wurden – das war eben gänzlich problemlos.

Meine Mutter war das jüngste von zwölf Geschwistern, ein Jahr vor der silbernen Hochzeit ihrer Eltern geboren und von Jugend an leidend. Sie war groß, kräftig gebaut und hat selbst in den Tagen schwersten Leidens ihre auffallend gerade und edle Haltung nicht eingebüßt. Ihre Gesichtszüge waren ebenmäßig, und nur der Ausdruck ihrer Augen zeugte von der Schwermut ihrer Seele.

Als sie neunzehn Jahre alt war, begleitete sie die Eltern, die eines schwer erkrankten Sohnes wegen eine Reise nach Meran unternehmen mußten, und fiel dort einem älteren Ehepaar

aus Prag auf, das sich durch ihre äußere Erscheinung und ihre mütterliche Fürsorge für den Bruder sehr angezogen fühlte. Die beiden Elternpaare wurden bekannt, schlossen enge Freundschaft, und als man sich trennte, hatten die Eltern meines Vaters – denn um diese handelte es sich – den sehnlichsten Wunsch, ihren, wie es schien, der Ehe ganz abgeneigten, schon 33jährigen Sohn mit dem schönen Mädchen zu verheiraten.

Zu Hause angelangt, gingen sie mit genügender Vorsicht zu Werke, da sie den Sohn und somit seine Ablehnung gegen jede Einmischung in seine Lebensgestaltung kannten, und baten ihn nur, gelegentlich seines nächsten geschäftlichen Aufenthalts in Breslau die neuen Freunde von ihnen zu grüßen und sich das Töchterchen, das sie so in ihr Herz geschlossen hatten, einmal anzusehen. Mein Vater hat mir oft erzählt, daß er die Absicht seiner Eltern zwar durchschaut hatte, sich aber so sicher vor jeder Möglichkeit einer Beeinflussung fühlte, daß er den Eltern mit größter Gemütsruhe den Gefallen tun konnte, ihre Grüße zu überbringen.

Er war nicht angemeldet, als er seinen Besuch machte, und traf die Eltern nicht an. Er wurde von der Tochter empfangen. Was weiter geschah, weiß wohl keiner außer den beiden selbst – nur eines ist an die Außenwelt gedrungen und hat sie genügend in Erstaunen versetzt. Nach zweistündiger Abwesenheit nach Hause zurückgekehrt, fanden die Eltern ihr sprödes Töchterchen in den Armen eines ihnen völlig unbekannten Mannes.

Meine Eltern blieben nur zwei Jahre in Prag, in denen die Mutter drei Söhne gebar. Der erste starb als zweitägiger Säugling, weil meine Mutter bei einer Pockenepidemie angesteckt und zu früh entbunden worden war.

Ich kann in diesen Aufzeichnungen meine Geschwister nicht auftreten lassen, obwohl jedes einzelne Stoff genug zu einer eigenen Geschichte liefern könnte. Besonders der ältere Bruder wäre ein dankbares Objekt, teils seiner originellen Wesensart, teils seiner merkwürdigen, vom Vater stammenden, aber stark abgewandelten Charaktereigenschaften wegen. Der ein Jahr später geborene Bruder Hans war ein bildschönes Kind, das aber, in frühem Alter von Zufallserkrankungen in seinem Nervensystem geschädigt, sein Leben lang, das er 36jährig durch Selbstmord beendete, eine schwere Sorge für die Eltern und auch für mich gewesen ist.

Als nächstes Kind wurde ich geboren, und nach mir kamen in Abständen von je 4½ Jahren noch zwei Schwestern. Wir waren also zwei Brüder und drei Schwestern; eine große Kinderstube und viel Arbeit und Sorgen für eine Mutter, die ihre Mission so ernst nahm wie die unsere.

Das Leben meiner Eltern spielte sich fast ausschließlich im engsten Familienkreise ab. Durch Mutters leidenden Zustand war ein sehr geselliges Leben von vornherein ausgeschlossen; aber es lag auch in der Natur des Vaters begründet, daß er sich wirklich wohl nur zu Hause fühlen konnte. Er brauchte die Atmosphäre, die er selbst geschaffen hatte, um frei mit seinen Fähigkeiten schalten zu können.

Der Vater war Kaufmann von Beruf. Als er, schon 36jährig, von Prag nach Wien übersiedelte, entschloß er sich, seinen Beruf insofern zu wechseln, als er, vom rein Kaufmännischen unbefriedigt, sich der Fabrikation zuwandte. Er studierte in den ersten Wiener Jahren Elektrotechnik und gründete die ersten Österreichischen Kabelwerke. Uns Kindern hat er immer versichert, daß er eigentlich ungern arbeite und daß er das Geldverdienen nur als ein Mittel benutze, um sich die ihm wertvoll erscheinenden Güter verschaffen zu können und Frau und Kinder so zu umgeben, wie es ihm richtig erschien. Daß er trotzdem von früh bis zum späten Nachmittag arbeitete, ohne für sich jemals eine Erleichterung gegenüber seinen Angestellten zu beanspruchen, entsprang seiner Überzeugung, daß man nichts von anderen zu verlangen hätte, was man nicht selbst zu leisten gewillt wäre.

Die Mischung zwischen dem Verständnis für die Leiden der Armen und der Überzeugung, daß Distanz zwischen den Menschen erforderlich sei, war ein Merkmal seines Charakters. Sein soziales Empfinden entbehrte jeder Sentimentalität. Es war unbedingter Zwang seiner Überzeugung und verband sich auf das glücklichste mit dem Bewußtsein seiner bürgerlichen Würde. Unzählige Male war ich Zeuge, als er mit der Bewilligung einer Hilfe an irgendeine Stelle die Bedingung verband, dem zu Helfenden ungenannt zu bleiben. Das war keine Affektation. Er empfand »Geben« als eine Pflicht und erfüllte diese Pflicht nicht, weil er seinem Gewissen schmeicheln wollte, sondern weil er Pflichten erfüllte, die er als solche anerkannte. Daß man eine Bitte, die zu erfüllen man in der Lage ist, abschlagen konnte, habe ich sehr

spät entdeckt; denn auch die Mutter, die eine dem Vater völlig entgegengesetzte, viel weiblichere und liebevollere Art zu geben hatte, gab nur dort nicht, wo sie unbedingt verweigern mußte.

Welch unermeßlichen Gewinn eine solche Umgebung für das heranwachsende Kind bedeutete, brauche ich nicht zu schildern. Soviel ich auch in meinem Gedächtnis zurückgreife und so gewissenhaft ich auch suche, ich erinnere mich keiner einzigen Tat und keines Wortes der Eltern, das mir Gelegenheit gegeben hätte, mich für sie zu schämen.

Wir sind ohne Religion erzogen worden. Vaters Familie war schon in der dritten Generation nicht mehr rituell, und mein Vater war vom Ghetto-Typus so weit entfernt, daß er allen Ernstes an eine Assimilation glaubte und sie auch wünschte. Von uns fünf Kindern war ich dasjenige, das dieser Einstellung am skeptischsten gegenüberstand.

Der Vater war ein vielseitig begabter und auch produktiver Mensch. Er war sehr musikalisch und zeichnete gut, er las viel und gute Literatur und sammelte leidenschaftlich Bilder und sonstige Kunstwerke. Und doch war er kein wirklich künstlerischer Mensch. Seine Fähigkeiten waren größer als sein Qualitätsgefühl. Schon als sehr junges Kind habe ich angefangen zu bemerken, daß ich in keinem künstlerischen Urteil jemals seiner Meinung war. Er hat uns nicht in so respektvoller Entfernung erzogen, daß ich das etwa nicht alsbald geäußert hätte, was nichts an unserer gegenseitigen Hochschätzung und Liebe geändert hat, und so ist es geblieben, bis er in hohem Alter starb.

Er war ein manuell sehr begabter Mensch, ein Talent, das er auf uns alle in verschiedenem Maße vererbt hat. Der weitaus Begabteste war mein ältester Bruder, der Maler geworden ist und jede handwerkliche Fertigkeit nebenbei vollkommen beherrschte.

Wenn Konvention eine Einrichtung ist, die gewisse Erfahrungen gesammelt hat und sie als Dogma zum Schutze der menschlichen Gesellschaft aufstellt, so war mein Elternhaus frei von aller Konvention. Trotzdem wurde es nach strengen ethischen Grundsätzen verwaltet, die aber alle der eigenen Überzeugung der Eltern entsprangen. Bei der Erziehung der Kinder bediente sich die Mutter, die viel pädagogischer veranlagt war als der Vater, aber aller konventionellen Hilfsmittel, deren sie bedurfte, um ihr Ziel zu erreichen.

Der Vater verlangte sehr ungern etwas von uns, wenn es als strikter Befehl erscheinen, uns aber noch unverständlich bleiben mußte. So war die Erziehung nicht ganz einheitlich, und wir haben das alle ganz gut auszunutzen verstanden.

Mutters Handgelenk saß sehr locker, und oft gab es viel schneller eine schallende Ohrfeige, als jede Erklärung vonstatten gegangen wäre. Vater hat keinem von uns je einen Schlag gegeben, und wenn ich mir vorstelle, daß es in irgendeiner Situation zu irgendeiner Zeit geschehen wäre, daß der Vater mich geschlagen hätte, so habe ich das Gefühl, daß dann die Welt bestimmt hätte stillstehen müssen. Gelegenheit zu Zorn oder Ungeduld habe ich gewiß oft gegeben, und wenn der Schlag trotzdem nicht fiel, so beweist das, daß er wirklich nicht fallen konnte, ohne die Einheit der Welt zu gefährden.

Meine Mutter war das Kind alter Eltern und hatte viel von der Schwere, die die Spätgeborenen oft auszeichnet. Ihre liebliche Erscheinung, ihre echt weiblichen Tugenden, ihr Sinn für Witz und Humor machten sie schnell zum Liebling der kinderreichen Familie und zum Abgott der alten Eltern: »Jedes Wort, jeder Blick dieses Kindes ist von Anfang an Liebe gewesen.« Diesen Satz hat mir einmal eine ihrer Jugendfreundinnen gesagt. Sie ist niemals im landläufigen Sinne jung gewesen und ist es im tieferen Sinne immer geblieben. Daß man sie immer und überall liebte und daß man sich bemühte, ihr alles Liebe zu tun, was im Bereich der Möglichkeit lag, war ihr das Selbstverständlichste von der Welt. Warum auch nicht? Die Menschen hielt sie im allgemeinen für gut, und da sie selbst alles, was sie an Liebe und Kraft in sich hatte, mit verschwenderischen Händen austreute, erwartete sie von den anderen dasselbe.

Als Mutter im elften Lebensjahr war, erkrankte sie infolge eines Gelenkrheumatismus an einer lebensbedrohenden Entzündung des Herzens. Von dieser Krankheit ist ein Herzfehler zurückgeblieben, der sich von Jahr zu Jahr quälender verstärkte und an dem sie, erst 54 Jahre alt, nach unendlich schwerem Leiden starb.

Diese Krankheit beherrschte auch meine Jugend in zweierlei Gestalt. Ich liebte meine Mutter mit wahrhaft einzigartiger Leidenschaft und habe sie nur krank und leidend gekannt. Als ich zehn Jahre alt war, hörte ich durch Zufall einen berühmten Spe-

zialisten, der zu ihr gerufen worden war, dem Vater auf die Frage, wie er die Prognose der Krankheit ansehe, antworten, daß sich derartige Leiden oft erstaunlich lange auf demselben Stand hielten, daß sie aber andererseits so tückisch seien, daß Vater abends, wenn er der Mutter gute Nacht sagte, nie wissen könne, ob er sie des Morgens noch lebend antreffen werde. Als ich in meinem ungewollten Versteck diese Äußerung gehört hatte, stürzte meine ganze Kinderwelt mit einem Schlage zusammen, um einer anderen, der Welt der Erwachsenen, Platz zu machen. Wie ein roter Faden zog sich seit diesem Tage die Furcht vor Mutters Tod durch mein Leben, und wie diese Furcht mein Leben bestimmt hat, wird dieser Bericht ausführlich beleuchten.

Das war im August des Jahres 1893. Im Mai des nächsten Jahres erkrankte ich selbst genau an dem gleichen Leiden, an dem im gleichen Alter die Mutter erkrankt war. Viele Tage und Wochen schwebte ich in ernster Lebensgefahr. In dieser Zeit wuchs die Mutter, obwohl selbst schwer beeinträchtigt durch körperliches Leiden, über sich selbst hinaus aus Angst, mich zu verlieren. Sie wachte 36 Nächte neben meinem Bett, ohne jemals die Viertelstunde, in der der damals noch recht umständliche Kaltwasserapparat gewechselt werden mußte, zu versäumen. Sie glaubte nicht, daß es einer Pflegerin möglich sein würde, dieses Letzte an Sorgfalt zu leisten, und vor allem, ihre einzigartige Beobachtungsgabe am Krankenbett zu ersetzen. Ich wurde gerettet, und keiner der Ärzte hat es anders empfunden, als daß ich *durch* sie gerettet wurde. Wie man darüber auch denken mag, eines ist mir von diesem Augenblick an klar gewesen, daß ich *für* sie gerettet worden bin. Und von da ab habe ich nie das Gefühl verloren, daß ein Teil meines Lebens ihr gehörte, solange sie mein Leben teilen würde, das heißt solange sie leben würde.

Als ich vom Krankenbett aufstand, war ich kein Kind mehr, obwohl ich mein elftes Lebensjahr noch nicht erreicht hatte. Ein Bild, das mich ein halbes Jahr später darstellt, ist der Beweis für die Richtigkeit dieser Erinnerung.

Die Schule fiel mir leicht, und ich besuchte sie gern. Leider habe ich aber niemals ernsthaft gearbeitet und mir nicht die Kenntnisse erworben, die meiner Veranlagung entsprochen hätten. Gar zu oft habe ich meine zarte Gesundheit zum Vorwand genommen, um mich bei Eltern und Lehrern, am Ende auch

vor mir selbst zu entschuldigen. Ich lernte sehr schnell und war äußerst geschickt, wenn es sich darum handelte, unerwartete Fragen zu beantworten und Verständnis für das Wesentliche zu zeigen. Wenn mein Vater nicht auf dem Standpunkt gestanden hätte, daß ein Mädchen das, was es im Leben benötigt, nicht in der Schule zu lernen brauche, wäre es vielleicht besser um meine Bildung bestellt gewesen. Die Mutter hatte viel mit den Brüdern zu tun, deren Schulaufgaben sie streng überwachte, und merkte kaum, daß ich eigentlich sehr wenig lernte. Die Zeugnisse waren fast immer gut, und ich bewies im praktischen Leben so viel Geschicklichkeit, daß meine mangelnden Kenntnisse nicht recht sichtbar wurden.

Meine schwere Erkrankung im Sommer des Jahres 1894 hat zwar keinen organischen Defekt hinterlassen, aber sie hat den gerade in der Entwicklung begriffenen Organismus auf Jahre hinaus beeinträchtigt und wahrscheinlich doch den Nährboden für mein späteres Leiden günstig vorbereitet. Ich erholte mich damals auffallend schnell und ging mit großer Energie gegen die Folgen der Krankheit an, so daß ich noch im selben Jahr die Schule wieder besuchen konnte. Diese Zeit ist mir nicht so deutlich in Erinnerung geblieben wie die Zeit der Krankheit selbst. Von meinem dreizehnten Geburtstag an aber steht meine Erinnerung wie ein lückenloses Bild vor meinen Augen.

Damals fing ich an, meine Liebe für die Schneiderei zu entdecken, die sich in gleicher Intensität bis zum heutigen Tage erhalten hat. Ich vermochte die Erlaubnis, neben der Schule Schneiderunterricht zu erhalten, nicht zu erlangen, weil der Arzt meinte, daß die gebückte Stellung, die bei der Schneiderei unvermeidlich ist, meinem empfindlichen Herzen und den damals plötzlich und heftig auftretenden Störungen im Gefäßnervensystem nicht zuträglich sein könnte. So betrieb ich denn auf eigene Faust in meinen Freistunden das Schneiderhandwerk und habe es auf diesem Gebiete zu einer großen Vollkommenheit gebracht, ohne jemals angeleitet worden zu sein. Dies ist meine einzige wirkliche Begabung. Wenn es ans Schneidern geht, bringe ich spielend auch das auf, was mir auf sonstigen Gebieten so schwer erreichbar ist, die Liebe zum Detail und eine unendliche Geduld für das Nebensächliche, das heißt für das, was in der Schneiderei in Wahrheit das Hauptsächliche ist, meist aber verkannt wird.

Durch eine Reihe von Jahren kaufte ich jeden Sonnabend von meinem wöchentlichen Taschengeld einen ganz billigen Waschestoff und nähte ihn mit immer zunehmender Geschicklichkeit bis zum Abend zu einer Bluse zusammen. Oft glaubten meine Eltern mich längst schlafend, während ich bei einer elenden Beleuchtung, um die bei mir schlafende Schwester nicht zu stören, in unserem gemeinsamen Schlafzimmer saß und der Bluse den letzten Schliff gab. Jeden Montag erschien ich dann, zum Staunen der Mitschülerinnen und zur Freude des Personals, das die abgelegten Versuchsobjekte zum Geschenk erhielt, in einer neuen Bluse. Daß diese Fähigkeit mich in den Augen der weiblichen Altersgenossen unsagbar erhöhte, läßt sich denken. Es ist mir das ganze Leben so gegangen, daß man mich wegen dieses Talentes über Gebühr bewundert hat, und zwar deshalb, weil es so ungeheuer praktisch war und so deutlich in Erscheinung trat. Wie viele wichtigere und stärkere Begabungen sind dazu verurteilt, im Verborgenen zu leben, bloß weil sie nicht der menschlichen Eitelkeit dienen?

Ich selbst aber verdanke meiner handwerklichen Veranlagung mehr, als ich sagen kann. Sie verschafft mir oft die Möglichkeit, Dinge zu überwinden, mit denen ich schwer zu kämpfen habe. Kein spannender Roman, keine Zerstreuung irgendwelcher Art vermag mich so von mir abzulenken oder, wenn man will, so zu mir selbst zurückzuführen wie die Entstehung eines neuen Kleides durch mich selbst.

Als Schwester zweier heranwachsender Brüder habe ich früh gelernt, mit der männlichen Jugend kameradschaftlich zu verkehren. Dem Stil meines Elternhauses entsprechend wurde mir nicht allzuviel Freiheit im Verkehr mit Menschen gewährt; aber ich habe eigentlich nie das Gefühl gehabt, daß ich an Dingen, die mir sehr am Herzen lagen, gehindert worden bin. Es gab auch in der Beschränkung genügend Gelegenheit, allerlei zu erleben. Darüber spreche ich noch später.

Ein Erlebnis, das mich im Winter des Jahres 1897 fast zum Opfer eines Sexualverbrechens werden ließ, hat mir etwas von der Naivität im Verkehr mit den männlichen Freunden genommen. Sicher hat diese Erfahrung einen Schleier auf mein damals noch sehr frohes Gemüt geworfen. Um diese Zeit stürmten von allen Seiten die gewaltigsten Eindrücke auf mich ein. Besonders die Musik offenbarte mir ihre ganze Gewalt. Mein Vater war begei-

sterter Wagnerianer und beeinflusste mich sehr in dieser Richtung. In der symphonischen Musik ließ er eigentlich nur Beethoven gelten. Als mir Mozart dann begegnete, erinnere ich mich, zum ersten Male dieses zwingende Muß meiner Natur empfunden zu haben, das gar keiner Überlegung und keinem Zweifel zugänglich ist. Wie das Selbstverständlichste von der Welt umging mich diese Kunst, als wäre sie mein Lebenselement. Der Vater, der kein Verständnis für Mozart hatte, war durch mich ebensowenig zu überzeugen wie ich durch ihn. Trotzdem besuchten wir einträchtig alle vierzehn Tage sonntags die philharmonischen Konzerte, die damals unter Mahlers Leitung eine große Vollkommenheit erreicht hatten.

Unser Verkehr spielte sich in den denkbar harmlosesten Formen ab. Meist sahen wir uns, Freunde und Freundinnen, nur in den jeweiligen Elternhäusern. Auf dem Lande kam es oft zu gemeinsamen Spaziergängen, die aber, was ihre Ausdehnung anbelangte, sehr fest bestimmt und umrissen waren. Heute würden die jungen Menschen diese Art des Verkehrs als eine leichte Gefängnisstrafe betrachten, und manchen unter meinen Altersgenossen ist er auch damals schon so ähnlich vorgekommen. Ich selbst habe mich niemals durch ihn beeengt gefühlt, weil ich von jeher inmitten dieses leichten Zwanges den Genuß der eigenen Selbständigkeit empfand. Ich lernte früh zu prüfen, ob es sich in jedem einzelnen Fall lohnte, sich aufzulehnen, und habe durch ehrliches Selbsturteil viele Reibungen mit der Umgebung vermieden, aber auch ernste Kämpfe mit mir selbst auszufechten gehabt.

Zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten Lebensjahr war ich vorwiegend heiter und unbeschwert. Damals drückte eigentlich nur mein schlechter Gesundheitszustand auf meine sonst gleichmäßige Stimmung. Mein Migräneleiden trat plötzlich und heftig in Erscheinung und hat mich seither nicht mehr verlassen. Was es aber heißt, an schwerer, echter Migräne zu leiden, wissen die wenigsten. Dabei sollte man immer, ehe man ein Urteil über einen Menschen abgibt, erst wissen, ob er von diesem Übel geplagt wird oder nicht, so sehr vermag es die Handlungen des Betroffenen zu beeinflussen.

In diesen Jahren fingen langsam allerlei wechselseitige Beziehungen zwischen uns jungen Menschen an, teils ernster, teils

weniger ernster Natur. Trotz der scheinbar strengen Kontrolle haben eigentlich alle, die mit mir damals einen intimen Kreis bildeten, ihre Jugendliebe so schön und ungetrübt erlebt, wie es durch die Freiheit, die oft durch sich selbst zum Zwang wird, der heutigen Jugend nicht mehr vergönnt ist. Mir selbst aber ist es merkwürdig ergangen.

Die erste Liebe meines Lebens zerbrach am Widerstand meiner Eltern, als ich sechzehn Jahre alt war. Meine herzkrankte Mutter hatte, als sie von meinen Beziehungen zu dem Jugendfreund hörte, unerwartet heftig reagiert und war im Laufe einer Auseinandersetzung mit mir ohnmächtig zusammengebrochen. Die Gefühle für den Freund waren trotz meiner Jugend sehr ernste gewesen, und ich wollte dies der Mutter möglichst deutlich machen. Als sie aber wie leblos vor mir lag, stieg unsagbare Angst in mir auf, vor der meine junge Liebe wie eine Schneeflocke im Feuer schmolz, und ich schwor mir, daß ich mich vollkommen nach ihren Wünschen richten würde, wenn sie nur wieder die Augen öffnete. Mein Leben gehörte der Mutter, das hatte ich immer gefühlt. Niemals hätte ich es vermocht, mein Glück auf Kosten ihrer Ruhe zu erkaufen.

Als sie sich dann erholte, versprach ich ihr, mit Rudolf – so hieß der Freund – zu brechen, und ich habe dieses Versprechen gehalten. Ich schilderte ihm, was ich erlebt hatte, ausführlich in einem Briefe und bat ihn dringend, mich richtig zu verstehen. Auf diesen Brief habe ich niemals eine Antwort erhalten – ein Verhalten, das mir ganz unerklärlich war. Mich band das der Mutter gegebene Versprechen – er aber war frei zu handeln, wie es ihm gutdünkte. Ich hatte versprochen, die Verbindung mit ihm zu lösen, nicht aber, mein Gefühl für ihn von heute auf morgen auszulöschen. Ich hoffte, daß er meine Lage begreifen und versuchen würde, um mich zu kämpfen. Als dies nicht geschah, wuchs in mir die Überzeugung, daß ich mich in der Stärke seines Gefühles getäuscht hatte, die Mutter aber in der Einschätzung seines Charakters recht behalten hatte. Denn daß ein echtes Gefühl sterben könnte, glaubte ich nicht. Es war ein sehr schweres Erlebnis in so jungen Jahren.

Im Innersten getroffen und aufgewühlt, stand ich vor einem Rätsel, das zu lösen mir versagt war. In dieser Periode meines Lebens öffnete sich die Pforte zu meiner zweiten Natur, die fortan

die Oberhand gewann. Das Leben, das mir bis dahin sein heiterstes, lieblichstes Gesicht gezeigt hatte, wurde mir zum schwersten, drückendsten Problem. Ich fing an, mich ganz in mich zu verschließen und mich scharf zu beobachten und zu erziehen.

Bald fühlte ich mich der Schule entwachsen und hatte den Wunsch, mich ernsthaft zu bilden. Meine Eltern erfüllten meine Bitte, und ich erhielt Privatunterricht in den Fächern, die mich am meisten fesselten – in Literatur und Kunstgeschichte. Die Wahl des Lehrers war eine außerordentlich glückliche. Dr. Fritz Löhr fand vom ersten Tage an den richtigen Weg, mein Interesse zu wecken. Er war die erste rein geistige Persönlichkeit, der ich begegnet bin, und er verband ernstes Wissen mit echtem Sinn für Musik, Literatur und bildende Kunst. Durch ihn angeregt, las ich viel und meist klassische Literatur, vor allem Shakespeare, und versuchte, durch die großen Eindrücke, die diese Kunstwerke mir vermittelten, die Stürme zu besänftigen, die in mir tobten. Äußerlich blieb ich unverändert heiter und lebhaft, und keiner meiner Freunde ahnte die Veränderung, die in mir vorgegangen war.

Seit der Trennung von Rudolf freundete ich mich mit einer kleinen Anzahl junger Leute an und habe dadurch, daß ich innerlich bis zu einem gewissen Grade abgeschlossen war, viel an Freiheit im äußeren Verkehr mit ihnen gewonnen. Ich habe aber immer nur auf einen ganz bestimmten Typus gewirkt, obwohl ich durch mein hübsches Äußeres viele Bewunderer anzog. Das erste ernste Gespräch, das nie lange auf sich warten ließ, erschreckte viele unter ihnen aufs tiefste und kühlte die meisten gründlich ab.

Ich müßte an dieser Stelle einen Mann erwähnen, der zu meinen ältesten Freunden gehört und der ein wichtiges Glied in meiner Lebenskette gewesen ist. Es ist mein Vetter Kurt Goldstein, der später ein hervorragender Neurologe geworden ist. Aber es würde den Rahmen dieser Aufzeichnungen sprengen, wenn es mir nicht gelänge, mich zu beschränken.

Durch die schwere Erschütterung, die ich erlebt hatte, war meine Empfindlichkeit sehr gesteigert worden. Aber man begegnete mir in dieser meiner frühen Jugendzeit meist so herzlich und freundlich, daß diese quälende Eigenschaft meines Charakters wenig Nahrung fand.

Von Zeit zu Zeit hörte ich, daß Rudolf besuchsweise in Wien wäre. In diesen Tagen hoffte ich immer wieder, ihm irgendwo

zu begegnen, sei es auf der Straße, sei es im Theater. Obwohl ich mich innerlich schon weitgehend von ihm gelöst hatte, blieb ein ungelöster Rest, der mir oft zu denken gab. Ich sah ihn nicht wieder und erfuhr eines Tages, daß er in die Fabrik seines Vaters eingestiegen sei, die außerhalb Wiens lag.

Im März 1901 fuhr ich mit meinem Bruder Hans zur Hochzeit einer Cousine nach Berlin. Nun sollte ich zum ersten Male die Cassirers, die große Familie meiner Mutter, kennenlernen, auf die sie ihr ganzes Leben so stolz gewesen ist. Sechs ihrer Brüder lebten in Berlin, und alle hatten Kinder; viele von ihnen waren über den Durchschnitt begabt, und die Söhne von drei verschiedenen Brüdern galten als überragend. Der älteste, Richard, ist schon damals ein hervorragender Arzt gewesen; der zweite, Fritz, war Musiker, und der jüngste des Dreigestirns, Ernst, war Gelehrter.

Am Abend meiner Ankunft war der Polterabend des Brautpaares, der mit großem Gepränge gefeiert wurde. Im größten Saale des größten Hotels wimmelte es von Familienmitgliedern und deren Freunden, und ich erlebte zum ersten Male in meinem Leben eine wirkliche Gesellschaft. Ich werde nie vergessen, wie ich, anfangs geblendet von allem Dargebotenen, im Laufe des Abends immer mehr in mich zusammensank und schließlich ganz verzagte. In was für eine Welt war ich durch zwölf Stunden Eisenbahnfahrt geraten, und welche Sprache redeten die meisten Menschen, die hier lebten? Der Berliner Westen im Jahre 1901, das war ein schrecklicher Schock für ein junges Mädchen, das bis dahin allem Unwahren und Unechten ferngeblieben war – teils dank der günstigen Umgebung, in der es lebte, teils aus eigener Veranlagung. Nun stand ich plötzlich in einer lauten, glänzenden Talmi-Atmosphäre unter befrackten Herren und halbnackten Damen.

Ich wurde von einem jungen Verwandten der Braut, einem hochgewachsenen, blonden Manne, zu Tisch geführt, der mir vorher als sehr außergewöhnlich geschildert wurde. Besonders wurde hervorgehoben, daß er ein sehr schneidiger Offizier gewesen war und die besten Umgangsformen hätte. Ich kann mich trotz angestrengten Nachdenkens nicht mehr entsinnen, was dieser erste Tischherr meines Lebens mit mir geredet hat, aber was ich noch sehr genau behalten habe, ist die verzweifelte Stimmung, in die mich sein leeres konventionelles Gerede versetzt hat. Oft

sah ich mich sehnstüchtig im Saale um, ob denn von nirgends Hilfe zu erwarten sei. Nach Beendigung des langen Diners standen wir endlich auf, und ich entschlüpfte dem öden Tischherrs, so schnell ich konnte, und stand einsam und beklommen in dem Riesensaale des Berliner Kaiserhofes.

Da kam vom anderen Ende des Saales mein Vetter Ernst auf mich zu. Ich hatte ihn schon des Morgens flüchtig erblickt und gesprochen. Jetzt aber sah ich ihn doch zum ersten Male. Er war damals 26 Jahre alt, und alles, was ihn später auszeichnete, war ihm schon damals eigen. Obwohl körperlich ungeübt und, wie man bei näherer Betrachtung schnell feststellen konnte, sogar sehr ungeschickt, hatte er einen leichten, elastischen Gang. Seine Gesichtszüge ähnelten sehr denen seines Vaters und meiner Mutter, aber es lag in der Art, wie er seinen Kopf mit der überwertigen und merkwürdig gewölbten Stirn beim Gehen nach hinten warf, etwas ganz Neues und Auffallendes. Damals schien es mir, als käme er mir direkt vom Himmel gesandt, um mich aus der scheußlichen Lage, in der ich mich befand, zu befreien. Aber dieser Eindruck entsprang nicht nur der damaligen Situation. Unzählige Male im späteren Leben hat mir seine mir doch so vertraute Erscheinung immer wieder den Eindruck gemacht, als gehöre sie nur halb dem Alltagsleben an. Er hatte schönes, dunkelblondes Haar, das in großen Wellen zurückfiel, und seine blauen Augen blickten ernst und versonnen ins Weite. Plötzlich aber konnten sie so kindlich übermütig lachen, daß man sich verwundert bewußt wurde, daß dieser stille, ernste Jüngling eine große Portion weltlicher Gaben in sich hatte und mit Humor und Ironie durchaus frei zu schalten verstand. Damals kam er schnell und geradewegs auf mich zu, als hätte er meine Lage von seinem Platz aus übersehen, und fragte mich, wie ich mich unterhalten hätte. Da schüttete ich in ungehemmt energischer Form meine Stimmung oder vielmehr meine Verstimmung über ihn aus. Aber das dauerte nicht lange. Schnell hatte ich gemerkt, daß der gelehrte Vetter, den ein großer Sagenkranz von Tugenden umgab, sich gar nicht erhaben über das 17jährige Cousinchen dünkte, und wenige Augenblicke später gingen wir, in ernste Gespräche vertieft, durch den überbeleuchteten und überlauten Ballsaal. Wir sprachen über Konzerte, Bücher, Theater und entdeckten sofort eine sehr weitgehende Übereinstimmung unserer Urteile auf al-

len diesen Gebieten. Von jeher gewohnt, mein eigenes Urteil als durchaus maßgebend zu betrachten, kam es mir gar nicht in den Sinn, meine Ansichten auf ihre Richtigkeit zu prüfen, indem ich sie an den seinen maß. Im Gegenteil – er gefiel mir, und ich wollte nun wissen, ob der erste, so günstige Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit mich auch sicher nicht getäuscht hätte. Wir sprachen über Shakespeare, und er fragte mich, ob ich Kainz, der seit einigen Jahren im Burgtheater wirkte, genau kannte. Ich liebte Kainz leidenschaftlich und habe ihn in meinen Wiener Jahren in jeder Rolle gesehen, die er gespielt hat. Seinen Hamlet habe ich immer wieder gehört und mich nicht selten seiner Auffassung wegen mit Freunden und Verwandten ernsthaft überworfen. Ich fragte Ernst sofort, was er über Kainzens Hamlet-Auffassung dächte, und ich erinnere mich, daß ich ängstlich aufhorchte, was er sagen würde, weil ich so sehr fürchtete, daß er, wie ich es für mich im stillen nannte, etwas »Falsches« sagen würde. Aber er sagte genau das, was ich empfunden hatte, und formulierte es so treffend und sicher, wie ich es natürlich nicht gekonnt hätte. So endete der so böse begonnene Abend harmonisch und freudig.

Am nächsten Mittag war die Hochzeit, die aber im kleineren Kreise im Hause meines Onkels gefeiert wurde. Dort ging es viel ruhiger und angenehmer zu, und ich lernte viele interessante Menschen kennen. Ernst führte mich zu Tisch, und die am vorigen Abend begonnene Freundschaft bekam neue Nahrung.

Nach Tisch saß ich mit ihm im Gespräch in einer Zimmerecke, als ein 15jähriges, gemeinsames Cousinchen auf uns zu kam. Sie war noch ein vollkommenes Kind mit zwei dicken, blonden Zöpfen und ganz kurzem Kleidchen. Sie blieb vor uns stehen und unterhielt sich mit uns. Da stand der soviel ältere Vetter sofort auf, bot ihr seinen Stuhl an, und als sie ihn nicht annehmen wollte, holte er ihr einen anderen aus einem benachbarten Zimmer. Die Selbstverständlichkeit, mit der diese kleine Periode vor sich ging, erschien mir damals sehr aufschlußreich.

Nach wenigen Tagen reiste ich von Berlin ab und traf mich mit den Eltern in Baden-Baden, wo die Mutter zur Kur war. Die mit Blumenduft durchtränkte, weiche Luft und die liebliche Natur von Baden-Baden paßten nicht zu der Stimmung, in der ich mich damals befand. Der Entschluß, mich ganz von Rudolf zu trennen, war in mir gereift, und ich begrub meine Liebe zu

ihm dort endgültig. Ob das Eintreten von Ernst in mein Leben diese Lösung vollbracht hat, weiß ich nicht. Hingegen erinnere ich mich wohl daran, daß es mir gar nicht eingefallen war, daß ich auf ihn irgendeinen besonderen Eindruck gemacht hatte, und daß ich oft und gerne, aber durchaus kameradschaftlich, an ihn dachte. In Wien angelangt, nahm ich meine Stunden wieder auf, nähte soviel ich konnte und fühlte mich freier geworden und ruhiger. Im Oktober desselben Jahres heiratete Kurt Goldsteins jüngste Schwester in Breslau, und ich freute mich sehr darauf, die Mutter dorthin zu begleiten, um Kurt wieder einmal ausführlich sprechen zu können. Die Freundschaft, die wir in der Jugend geschlossen haben, hat niemals eine Abschwächung oder Änderung erfahren.

Als ich in Breslau ankam, wurde mir berichtet, daß Ernst überraschend aus Berlin zur Hochzeit gekommen wäre und niemand sich recht erklären könne, aus welchem Grunde, da er sich zu Festlichkeiten nicht zu drängen pflegte, sie vielmehr, wo er konnte, ängstlich vermied. Mir selbst kam nicht einen Augenblick der Gedanke, daß es meinetwegen geschehen wäre; aber ich freute mich sehr über das unverhoffte Wiedersehen. Ich war auch begierig, wie sich die beiden Vettern Ernst und Kurt, die sich bis dahin wenig kannten, vertragen würden. In meinen Augen hatten sie manche Ähnlichkeit. Diese Ansicht erwies sich auch als durchaus begründet, und die wenigen Breslauer Tage wurden für uns drei eine herrliche Zeit. Wir verstanden uns sehr gut, und ich genoß es von ganzem Herzen, daß Ernst und Kurt den Weg zueinander gefunden hatten – ein Weg, der sie seit damals immer wieder zusammengeführt hat.

Was Ernst eigentlich studiert hatte und was er arbeitete, war mir völlig unklar. Er hatte ein vorzügliches Doktorexamen in Marburg gemacht und hatte einige Wochen vor dem Breslauer Zusammentreffen den Leibnizpreis der Berliner Akademie bekommen. Das hörte ich von allen Seiten. Aber ich wußte weder, was Philosophie ist, noch, wer Leibniz war. In unserem Elternhaus gab es kein einziges philosophisches Buch, und meine Wiener Freunde sprachen viel über Literatur, bildende Kunst und Musik, niemals aber über Philosophie. Ich habe die Schule mit 15 verlassen, und Dr. Löhrs Unterricht hatte so viele Lücken auszufüllen, daß er sich nicht auch noch damit befassen konnte, mich philosophisch zu bilden. So stand ich betroffen da, als Ernst mir in Breslau die

ersten Korrekturbogen seines ersten Buches über Leibniz schenkte. In diesem Moment schämte ich mich etwas, meine Unwürdigkeit, dieses Geschenk zu erhalten, einzugestehen.

Als Ernst mir die rätselhaften Bogen gab, kam es mir zum ersten Male in den Sinn, daß ich ihm vielleicht gefallen hätte, und einmal aufmerksam gemacht, glaubte ich auch die Erklärung für seine Breslauer Reise gefunden zu haben. Diese unvermutete Entdeckung machte mich sehr glücklich, und als Ernst mir sagte, daß er Anfang Dezember auf einer Durchreise nach Italien in Wien Station machen würde, ahnte ich, freilich noch in nebelhaften Umrissen, den Zweck dieser Reise.

Nach Wien zurückgekehrt, erzählte ich den Eltern von Ernsts Absicht, Wien zu besuchen, und sie baten mich, ihm zu schreiben, daß sie sich sehr über seinen Besuch freuen würden und daß sie ihn bald erwarteten. Ich fügte dann von mir aus hinzu, er möge die dummen Bücher eine Weile vergessen und die Einladung annehmen. Die zusagende Antwort kam postwendend, und in ihr hieß es unter anderem:

9. November 1901

Ich selbst wünsche mehr, als Du wissen kannst, von den »dummen Büchern« fortzukommen, besonders jetzt, nachdem ich drei Monate lang mein eigenes Buch vorwärts und rückwärts durchlesen mußte, was wirklich zu dem Allerdümmsten gehört, was einem Menschen begegnen kann. Zuletzt hörte ich nur noch eine Folge von Worten und hatte dabei das dumpfe Gefühl, daß sie früher einmal irgend etwas bedeuten sollten, woran ich mich aber mit bestem Willen nicht erinnern konnte. Heute endlich ist der letzte Bogen an die Druckerei abgegangen und ein Strich unter das Ganze gemacht. Dem Bücherschreiben ist für lange Zeit abgeschworen, und ein besseres Leben kann beginnen. Ich komme bestimmt, – nur ist der Zeitpunkt noch fraglich, da es darauf ankommt, wie lange ich hier durch meine Dozentenpläne, die übrigens für Berlin noch Geheimnis sind, festgehalten werden.

Seitdem ich aus Breslau zurück bin, sind mir, da ich aus all der »Gelehrsamkeit« heraus den Wunsch nach etwas unmittelbar Persönlichem und Lebendigem hatte, wieder die Kellerschen Briefe und Tagebücher in die Hände gefallen. Es

sind, wie Du Dich vielleicht Erinnerst, »Deine Bücher«, die ich schon seit langem für Dich aufhebe. Jetzt, da ich sie von neuem gelesen, kann ich es nicht mehr mit meinem Gewissen vereinen, sie Dir länger vorzuenthalten, und nutze deshalb die Gelegenheit, sie Dir heute mitzuschicken. Für mich sind sie ein ganz köstliches Buch, das »spezifische Geschwätz und Geplauder«, das er selbst das Beste am Grünen Heinrich nennt, nimmt sich hier womöglich noch unverfälschter und naiver aus, und in jedem Wort spürt man dahinter das echte und aufrichtige Wesen eines wirklich bedeutenden Menschen. In der Achtung und Andacht, die es dem Alltäglichen und Unscheinbaren gibt, daneben aber der göttliche Zorn darüber, wirkt es wie ein Kellersches Werk selbst. Auch sieht man recht, wie langsam und menschlich natürlich es bei solcher innerer Selbstentwicklung auch bei den ganz Großen zugeht. In seinem Tagebuch wirst Du finden, wie wenig er noch mit 24 Jahren mit sich und der Welt irgendwie im reinen ist und wie er über Monate der Unterbrechung und der Niedergeschlagenheit klagt. Vielleicht ist dies, dachte ich mir, heilsam und tröstlich für solch ein Kind wie Du, wenn es ungeduldig darüber wird, daß es noch nicht mit *allen* Dingen der Welt fertig geworden ist. Wie Du siehst, hat mir Walter*, mit dem ich oft zusammen bin, vieles verraten, – ich will Dich damit heute nicht weiter quälen, habe mir jedoch vorgenommen, Dir ins Gewissen zu reden, wenn wir erst einmal wieder zusammen sind.

Übrigens haben auch wir alten Leute Zeiten, in denen wir unserer ganzen Gescheitheit nicht mehr trauen und uns vor unserer Gottähnlichkeit bange wird, unsere ganze Klugheit besteht dann darin, daß wir uns nichts anmerken lassen und anderen gegenüber um so sicherer und entschiedener auftreten. Das ist freilich eine fragwürdige Weisheit, und es ist wahrhaftig keine Schande, daß Du es zu ihr noch nicht gebracht hast.

Von den mancherlei anderen Dingen, von denen in dem Buch die Rede ist, werden Dich natürlich die Urteile über Wagner, der mit Keller zusammen in Zürich war, am meisten interessieren, und Du wirst Dich freuen, daß Du wieder einmal gegen mich Recht behältst. Glücklicherweise findet

* Walter Bondy, mein ältester Bruder, T.C.

sich schließlich noch eine kostbare Respektlosigkeit, die Dir hoffentlich nicht den Eindruck des Ganzen verdirbt. —

Ich las diesen Brief mehrmals durch und wunderte mich, wieso Ernst mit mir, der so viel Jüngeren, über so ernste Fragen sprach. Daß ich Keller kannte und liebte, wußte er schon; aber der ganze Ton des Briefes überraschte mich doch sehr.

Am 9. Dezember kam Ernst in Wien an, und ich wurde dem so ganz vertrauenswürdigen, weltfremden Verwandten ohne Bedenken anvertraut. Ich sollte ihn mit Wiens Schenswürdigkeiten bekannt machen und verbrachte die drei ersten Tage ausschließlich mit ihm allein. Abends besuchten wir die Oper und tagsüber die Stadt und die Umgebung. Mein Vertrauen und meine Liebe zu ihm wuchsen von Stunde zu Stunde, und ich fühlte auch, wie er zu mir stand; aber ich erwartete noch keine Aussprache. Am 11. Dezember nachmittags fuhren wir in den Prater. Als wir eine Weile schweigend nebeneinander die Hauptallee hinuntergegangen waren, fragte mich Ernst plötzlich, ob ich einen Freund hätte, den ich liebte. Er hätte in Berlin irgendwelche Anspielungen gehört, die ihn fürchten ließen, daß ich nicht mehr frei wäre. Da erschien vor meinen Augen plötzlich das Bild des Jugendfreundes, und ich empfand noch einmal den Schmerz, den sein Versagen mir zugefügt hatte, aber er hatte plötzlich alle Schwere verloren, und ich antwortete laut und wahrheitsgetreu, daß ich vollkommen frei wäre. Dann fragte mich Ernst, ob ich ihn wohl lieben könnte, und mit der festesten Überzeugung, daß es das Glück selbst sei, das mich fragte, ob ich es entgegennehmen wolle, reichte ich ihm die Hand. In diesem Augenblick bekam das Vergangene Sinn und Berechtigung. Für diese Stunde hatte ich so viel gelitten. Deutlich kam mir diese Erkenntnis. Ich habe in den wenigen Sekunden, die meiner Antwort auf Ernstens Frage vorangingen, mehr gedacht, als es mir später möglich erschien. Ich habe nicht in besinnungsloser Leidenschaft meine Hand in die seine gelegt. Meine Liebe zu ihm war schon damals von der sicheren Überzeugung getragen, daß er mir die Hilfe, die ich brauchte, bringen würde und daß er ohne Erklärung, ohne Schwanken verstanden hatte, wen er vor sich hatte. Für ihn war ich nicht zwiespältig. Er verlangte nichts von mir, als daß ich so, wie das Schicksal mich gemacht hatte, ihn lieben sollte. Und er ließ sich auch gar nicht davon beirren, daß

ich kaum dem Hörensagen nach kannte, womit er sich das ganze Leben beschäftigt hatte. Die große Freiheit, mit der er Dinge und Menschen ansah, war mir ganz neu und begeisterte mich.

Während meines Vaters Wagen die Hauptallee langsam hinauffuhr, damit wir ihn, wenn benötigt, heranwinken könnten, folgten wir beide, Arm in Arm – wie im Traum. Unsere Stimmungen aber waren grundverschieden. Ernst war durch meine Antwort aufs glücklichste erregt. Er erzählte mir, wie er die letzten Monate nur meiner gedacht hätte: wie unsicher er meiner Liebe gewesen wäre und wie unsagbar glücklich ihn meine kurze Antwort gemacht hätte. Er wollte sofort nach Hause fahren, den Eltern von unserem Entschluß erzählen und überhaupt alle Menschen, die er liebte, an seinem Glücke teilnehmen lassen. Damals machte ich zum ersten Male die Bekanntschaft mit einer Seite seines Wesens, die den allerwenigsten überhaupt sichtbar geworden ist. Er hatte eine stürmische, leidenschaftliche Natur, und er wollte alles, was aus dieser Natur kam, nur ganz tun oder ganz lassen.

Nun begann ich langsam zu sprechen, und ich sagte ihm, wie es um mich stände. Ich war in dieser Stunde nicht weniger glücklich, als er es war; aber ich war viel ruhebedürftiger. Ich war so sehr erschüttert von der großen Entscheidung, die wir soeben gefällt hatten, daß ich ihn dringend bat, mir Zeit zu lassen, das Neue selbst erst ganz zu verstehen, ehe wir es nach außen dringen ließen. Ich wollte mein bisheriges Leben ganz in der alten Form wieder aufnehmen und mich in ein paar Tagen von Ernst trennen, wenn er wirklich so schnell nach Berlin zurück müßte; aber ich wollte nur ihn und die Gedanken an ihn als Vertraute haben.

Ich war 18 Jahre alt und Ernst 27. Das erklärt wohl den großen Unterschied unserer Einstellung in diesem Augenblick. Ernst fügte sich sofort meinen Bitten, und wir wanderten weiter, und er erzählte mir vieles aus seinem Leben und von seinen Plänen und von den Dingen, die er liebte. Dann fuhren wir zu den Eltern nach Hause. Als Ernst am nächsten Morgen zu uns kam und ich ihm die Türe öffnete, steckte er mir schnell einen Brief zu, dessen Inhalt ich hier teilweise folgen lasse.